

# Warum kenne ich die Bäume nicht?

Eine Erkundung meiner Natur-Entfremdung in elf Kapiteln.

TEXT & BILDER NINA KUNZ

Vor einigen Wochen stand ich unter einem Baum, und da kam mir wieder einmal der Gedanke, dass ich kein Gespür für die Natur habe. Ich überlegte, dass ich zum Beispiel nie an der Busstation innehalte und die Sträucher ansehe, die neben mir wachsen. Ich überlegte, dass ich nicht weiss, welche Vögel an meiner Strasse leben, und dass ich auch nie an die Fotosynthese denke, die täglich um mich herum stattfindet.

Vielleicht klingt das unspektakulär. Aber seit einer Weile macht mir diese fehlende Sensibilität ein unguutes Gefühl. Denn: Wenn ich durch mein Quartier spaziere, erkenne ich zwar einige Pflanzen, ich weiss, wie Efeu aussieht, ich mag Gänseblümchen, und ich freue mich über den Löwenzahn. Aber ich denke nie, mein Leben sei irgendwie verwoben mit dieser Welt. Ich blicke auf eine Tanne, wie ich auch in ein Sprüngli-Schaufenster blicke: interessiert, aber flüchtig.

Generell fühlt es sich so an, als wäre da permanent eine Barriere zwischen der Natur und mir. So passiert es mir auch immer wieder, dass ich zum Beispiel einen Baum sehe und denke: So schön. Aber dann keimt da auch ein Unbehagen in mir auf, denn der Baum erinnert mich daran, dass meine ganze Existenz von ausgeklügelten Ökosystemen abhängt. Doch leider fühle ich mich, wenn ich einen Baum sehe, gar nicht verbunden mit ausgeklügelten Ökosystemen, sondern: isoliert.

## I. Erde

Natürlich habe ich mich schon häufig gefragt, woher dieses Gefühl der Entfremdung kommt. Und oft denke ich: Die Naturerfahrung war halt für mich – als Person, die mitten in Zürich gross wurde – beschränkt. Dabei war die Isolation gar nicht so krass. Als Kind

war ich etwa im Schülergarten, baute Radieschen an, wir kratzten uns in Innenhöfen an dornigen Büschen die Knie auf und drückten an Regenwürmern herum. Es war also nicht so, dass ich nur Beton sah. Das Aufwachsen in der Stadt erklärt für mich nicht wirklich, warum ich heute von A nach B spazieren kann und so gar nichts von der organischen Welt mitbekomme. Beziehungsweise: Es hilft mir nicht zu verstehen, woher das Ausmass meiner Entfremdung kommt.

## II. Garten der Grossmutter

Wie immer, wenn ich ein Problem habe, frage ich meine Grossmutter um Rat. Und gerade bei diesem Thema scheint es mir naheliegend, dass ich von ihr lernen kann. Denn wenn ich ihr zusehe, wie sie mit ihren siebenundachtzig Jahren im Garten von Beet zu Beet hüpfet, denke ich jeweils: Sie macht es richtig im Leben. Vor allem wenn sie dann auch noch alle dreissig Sekunden so was ausruft wie: «Oh, die Kamelien blühen! Und lueg emol. So viel Haseglöggli.»

Meine Grossmutter hörte sich mein Problem an und meinte, vielleicht fehle mir schlicht der tägliche Kontakt zu den Pflanzen. Sie müsse sich diese Gedanken schliesslich nicht machen, weil sie jeden Tag in den Garten gehe und alles hochinteressant finde, weil sie wissen will, was sich wieder getan hat.

Tatsächlich denke ich: Das hat was. Wenn man mit meiner Grossmutter durch ihren Garten streift, entdeckt sie – im Gegensatz zu mir – unter jedem Blatt eine Geschichte. Für sie ist eine Pflanze nicht nur eine Pflanze. Sie weiss: Die Rosenzweige sind sturmverletzt, aber die Saftbahnen intakt. Die Palme hat Eisenmangel. Oder: Die Vergissmeinnichte sind wieder einmal «vermehrungswütig».



Meine Grossmutter entdeckt unter jedem Blatt eine Geschichte.



Es fühlt sich so an, als wäre da permanent eine Barriere zwischen der Natur und mir.

Es wäre zu viel gesagt, wenn ich behaupten würde, ihr Garten würde in solchen Momenten lebendig für mich. Aber die grüne Masse wird schon zugänglicher, wenn ich höre, dass die Hummeln den Muskatellersalbei besonders mögen. Was vielleicht auch damit zu tun hat, dass meine Grossmutter allgemein so über Pflanzen spricht, wie ich über meine Freundinnen rede («Ihr geht es gerade nicht so gut... ihr Ex ist ein Stinkkäfer»).

Ich erinnere mich, dass meine Grossmutter sogar einmal sagte, sie hoffe, die Pflanzen sehen sie als Freundin. Das finde ich wunderschön, aber gleichzeitig ist es für mich schwer vorstellbar, dass Pflanzen wirklich ein Gegenüber sein können. Auch schwer vorstellbar ist für mich, wie der Blick meiner Grossmutter funktioniert. Sie sagt nämlich, dass sie unterwegs – also wenn sie etwa einkaufen geht – alles parallel wahrnehme: die Autos, die Leute auf den Velos, aber auch die Schwertlilien und die Gräser. Sie sieht wirklich alle diese Ebenen. Was sich für mich anhört wie eine Superkraft.

## III. Die Kulisse

Mein Problem, so beginne ich zu erahnen, ist wohl grundlegender. Wenn ich ehrlich bin, nehme ich eben nicht nur die Natur, sondern die ganze Welt bloss als eine Art Kulisse für mein Leben wahr. Ich unterscheide nicht wirklich zwischen Häusern und Bäumen – und schiebe einfach alles, was mich umgibt, in den Hintergrund. Oder anders gesagt: Ich habe die Superkraft meiner Grossmutter nicht.

Zudem ist es so, dass ich die Mehrheit des Tages vor allem in meinem Kopf existiere. Auch wenn ich in der Stadt unterwegs bin und Flockenblumen entdecken könnte, studiere ich nur an Dingen herum wie: Was steht diese Woche noch an? Habe ich dieses Formular abgeschickt? Sitzt meine Frisur?

Manchmal denke ich: Vielleicht ist das einfach eine Frage des Typs. Vielleicht bin ich einfach sehr verkopft und nehme darum meine Umwelt kaum wahr. Aber vielleicht hat meine fehlende Sensibilität ja auch etwas mit der Gegenwart zu tun.

Denn der grosse Unterschied zwischen meiner Grossmutter und mir ist doch, dass sie noch weiss, wie es ist, wenn man nur die Rüben aus dem eigenen Garten essen kann. Sie ist in den Vierzigerjahren auf einem Bauernhof aufgewachsen, während ich nicht nur in der Stadt, sondern auch in einem grotesken Überfluss gross geworden bin.

Was ich sagen will, ist also: Im Gegensatz zu ihr musste ich mir noch nie Gedanken darüber machen, woher meine Lebensgrundlagen kommen. Für mich war es einfach immer selbstverständlich, dass die Granatäpfel im Coop für mich bereitliegen und das Wasser aus der Leitung kommt, wenn ich Durst habe.

Eine Überlegung, die ich mir deshalb mache, ist folgende: Womöglich hat meine Angewohnheit, die natürliche Welt als Kulisse anzusehen, auch damit zu tun, dass ich aufgrund des modernen Lifestyles tatsächlich das Privileg hatte, so zu tun, als wäre die natürliche Welt unwichtig für mich.

Auf diesen Gedanken gebracht hat mich der Soziologe Nikolaj Schultz. In seinem Buch «Landkrank» schreibt er darüber, dass es in den Städten des Westens sogar relativ einfach ist, sämtliche Gedanken an Lebensgrundlagen beiseitezuschieben, da unser Tun Auswirkungen an *anderen* Orten hat. Zum Beispiel erklärt er, dass die Avocados, die er isst, nicht in Paris, wo er lebt, sondern in den Anbaugebieten – sprich: weit weg – für eine Verschlechterung der Bodenqualität und für Wasserknappheit sorgen.

Diese Beobachtung trifft leider auch auf mich zu.

#### IV. Der Naturbegriff

Eine weitere Sache, die mir wichtig scheint, ist, dass ich auch kaum beschreiben kann, was ich eigentlich unter «Natur» verstehe. Zwar habe ich einige Assoziationen – ich denke an Himbeeren, an Wiesen, an Biber, an Kompost –, aber ich könnte nicht sagen, was «Natur» konkret ist.

Das Einzige, was ich sagen kann, ist, dass ich die Natur offenbar als eine Art Gegenstück zum Menschen begreife. Zumindest unterscheide ich irgendwie zwischen der Sphäre der Menschen und der Sphäre des Organischen. Zur ersten Welt zähle ich etwa Buchläden, Stühle oder Tennisplätze; und zur zweiten Welt zähle ich Wurzeln, Knospen oder Käfer.

Ein Gedanke, den ich deshalb habe, ist, dass dieser Spalt in meinem Denken vielleicht ein weiterer Anhaltspunkt für meine Entfremdung sein könnte. Vor allem seit ich erfahren habe, dass dieser Dualismus zwischen Mensch und Natur eine spezifische Geschichte hat.

Die Historikerin Carolyn Merchant schreibt nämlich, dass in Europa bis zum 16. Jahrhundert ein organisches Welt- und Naturbild vorherrschte. Das bedeutet, vereinfacht gesagt, dass man alles Existierende zusammen dachte. Doch das veränderte sich mit dem Aufkommen der modernen Wissenschaft, die der Natur ihre Geheimnisse entlocken wollte, um sie dann für die eigenen Zwecke zu nutzen.

Merchants Argument ist, dass dieses neue mechanische Weltbild – in dem die Natur eben etwas ist, was die Menschen benennen und beherrschen können – auch die ideelle Voraussetzung dafür war, dass man ab dem 17. Jahrhundert anfang, die Erde gewaltvoll auszubeuten.

Denn: Wenn man die Natur als eine mit dem Menschen verbundene Entität begreifen würde, müsste man diese Ausbeutung (die, wie ich ergänzen



Florian Altermatt: «Um die Natur zu erfahren, müssen wir einen Schritt zurücktreten.»



Şeref: «Die Natur ist ein lebendiges Wesen, und wir Menschen sind Teil einer riesigen Kette.»

möchte, besonders krass in den Kolonien betrieben wurde) ja als eine Art Selbstverletzung verstehen.

Vielleicht, so denke ich, haben meine Entfremdungsgefühle also auch damit zu tun, dass ich in einer Denktradition sozialisiert wurde, welche die natürliche Welt eher als eine Ware oder Ressource betrachtet. Und nicht als ein lebendiges Gesamtwesen.

#### V. Auf dem Feld

Je länger ich an diesem Text herumwerkle, desto bewusster wird mir, dass ich, um Antworten zu finden, nicht nur lesen und denken sollte. Sondern auch «raus» muss.

Deshalb habe ich einer Bekannten, sie heisst Cäcilia, eine SMS geschrieben. Cäcilia hat Agrarwissenschaften studiert und baut heute als eine der Betriebsleiterinnen der Genossenschaft Meh als Gmües rund ums Jahr Gemüse an. Und zwar am Stadtrand von Zürich, in Affoltern.

Cäcilia lud mich gleich ein, einen Nachmittag lang mit ihr auf dem Feld zu verbringen, und so fuhr ich dann an einem Aprilwettertag zum Wolfswinkel – so heisst ein Acker der Genossenschaft – und schaute ganz ehrfürchtig dabei zu, wie Cäcilia mit der grössten Selbstverständlichkeit in die Pflanzen hineingriff und mir etwa erklärte, dass die Catalogna-Pflanze mit dem Löwenzahn verwandt sei oder sie den Kohlrabi in einer Mischkultur mit dem Salat wachsen lasse, da der Salat ein feuchtes Mikroklima in der Erde schaffe, was gut sei, da der Kohlrabi sonst von den trockenheitsliebenden Erdflöhe angefressen werde.

Vielleicht klingt das banal, aber wie im Garten meiner Grossmutter konnte ich an diesem Nachmittag beobachten, wie sich der Acker, den ich zuerst bloss als eine Ansammlung von «grünen Sachen» wahrnahm, spannender wurde. Und das «nur», weil mir Cäcilia etwa rohen Spargel zum Probieren gab und erzählte, dass der Zucker jetzt noch vor allem aus den Wurzeln komme – weshalb der Spargel ganz mild schmecke.

Mit Cäcilia über dieses Feld zu stapfen, fühlte sich ein bisschen so an, als würde ich gerade die ersten Worte einer neuen Sprache lernen.

Das ökologische Äquivalent von «Guten Morgen» und «Wie gehts?».

Was ich auch interessant fand, war, dass Cäcilia (die übrigens Outdoorschuhe trug, die aussahen, als wären sie gerade von einer weiten Reise zurückgekehrt) sagte, dass sie nach dem theoretischen Studium nun vor allem konkrete Fragen beschäftigen wie beispielsweise: Wie funktioniert das Zusammenspiel zwischen Menschen und Ökosystemen? Wie können wir lernen, dieses Zusammenspiel in Zeiten der Klimakrise besser zu machen? Bei den Leguminosen (das ist ein Insiderwort für Hülsenfrüchtler)

führte sie das aus und sagte: «Wenn ich auf dieses Feld blicke, sehe ich etwa die Samenstände und denke: Die sollten wir stehen lassen für die Insekten. Aber dann blicke ich auch als Betriebsleiterin auf dieses Feld und fühle einen gewissen Druck, weil ich unseren Mitgliedern, die regelmässig Gemüse erhalten, auch etwas bieten möchte.»

Was mich an diesem Nachmittag vermutlich am meisten beeindruckte, war, wie sorgfältig und gleichzeitig pragmatisch Cäcilia über ihre Arbeit in und mit der Natur berichtet. So nahm sie eine Handvoll Erde und sagte: «Der Winter war sehr nass, und eigentlich sollten wir warten, bis die Erde wieder eine bröckelige Konsistenz hat. Aber wenn wir zu lange warten, verpassen wir den Zeitpunkt, um gewisse Pflanzen zu setzen... also werde ich wohl doch schon mit dem Traktor und der Maschine drübermüssen.»

«Allerdings», fuhr sie fort, «verdichtet das den Boden nach unten, was schade ist, da die Nährstoffumwandlung in der Erde dann nicht mehr so gut funktioniert und stattdessen Bakterien gefördert werden, die Fäulnis verursachen können.»

Ich glaube, spätestens an diesem Punkt war ich in einer Art Fan-Starre, weil ich dachte: Oh mein Gott, wie genial und vielschichtig ist Cäcilias Blick auf die Umwelt!?

Wir jäteten dann noch etwas zusammen, und ich fragte sie, ob sie eigentlich auf dem Land aufgewachsen sei. Zu meiner Überraschung sagte Cäcilia: «Nein, in Zürich. Aber meine Mutter war ein gutes Vorbild. Wir hatten einen Kompost, kauften Bio-Produkte. Zudem hatte ich einfach stets diesen Drang, mit der Natur zu interagieren. Als Kind redete ich zum Beispiel mit Schnecken, sammelte Beeren und wollte sehen, wie Dinge wachsen. Ich glaube, Naturverbundenheit ist nichts Abstraktes, sondern hat mit Beobachtung und Annäherung zu tun.»

Beobachtung und Annäherung. Das, so dachte ich, muss ich mir merken.

#### VI. Georges Perec

Je intensiver ich mich mit meinem Blick auf die Natur beschäftige, desto mehr muss ich auch über ein weiteres Thema nachdenken: Aufmerksamkeit. Denn wenn ich «draussen» unterwegs bin, grübele ich häufig (wie bereits erwähnt) an To-do-Listen herum, oder dann schaue ich – und es ist ein Wunder, dass ich das erst jetzt erwähne – auf mein Telefon.

Zwar versuche ich immer wieder, das Gerät in der Tasche zu lassen. Aber dann beantworte ich doch im Gehen SMS. Oder gucke beim Warten Reels. Alles, was auf meinem Screen passiert, ist bunt und flirrt. Meine Synapsen wollen mehr davon – und ich befürchte, das hat zur Folge, dass ich das Langsame und Haptische der «realen Welt» zunehmend öde finde.

Wenn ich ein Blatt anschau (wie zum Beispiel auf dem Feld in Affoltern), denke ich jedenfalls nicht: «Ich will mehr davon.» Sondern: «Da passiert ja gar nichts.» Ich weiss, dass ich mich gerade deshalb mindestens einmal am Tag vor einen Baum stellen müsste und versuchen sollte, mich auf den Moment einzulassen. Doch nur schon wenn ich daran denke, werde ich ungeduldig.

Ich habe gelesen, dass sich der französische Schriftsteller Georges Perec für einen 1973 erschienenen Essay immer wieder auf die Place Saint-Sulpice in Paris setzte und aufschrieb, was er sah: ein Kind mit Hund, einen Postwagen, einen Mann mit einem grossen A auf dem Pulli. Diesem Ritual widmete er sich ganz bewusst, um nicht schlafwandelnd durch seinen Alltag zu gehen. Und sensibler zu werden für seine Umwelt.

Vielleicht, so denke ich, müsste ich auch George-Perec-mässig an die Natur herangehen. Vielleicht müsste ich mich auch vor einen Baum hinstellen und fragen: Was ist das Unbekannte im scheinbar Bekannten? Ich kann mir vorstellen, dass ich dann schnell nicht mehr nur einen «Baum» sehen würde. Sondern ein wogendes Blatt oder eine Schnecke, die mit den Fühlern wippt.

## VII. Das Erhabene

Eine weitere Sache, die mir bei meinen Überlegungen in den Sinn kommt, ist, dass es – trotz allem! – eine Art gibt, wie ich meine Umwelt manchmal spüren kann.

Was ich bei meinen Ausfahrten bisher vergessen habe, ist nämlich, dass ich sehr gerne spazieren gehe, und so kommt es ab und zu vor, dass ich etwa am Zürichsee unterwegs bin und mich ein gewaltiges Schaudern durchfährt, weil ich mir versuche vorzustellen, dass es dieses Seebeckens ja nur gibt, weil sich vor rund zwanzigtausend Jahren der Rhein-Linth-Gletscher zurückgezogen hat.

In diesen Momenten fühle ich mich winzig und riesengross, weil ich begreife, dass es eine Zeitrechnung gibt, die nicht für mein Menschenhirn gemacht ist. Ausserdem staune ich in diesen Momenten über alles, und es kommt mir absurd vor und auch wie das grösste Glück, dass es die Erde gibt und Seen und flache Pfirsiche und Wolken.

Ich glaube, zwei Begriffe, die mit diesem Zustand zusammenhängen, sind «Ehrfurcht» und «Erhabenheit». Ehrlich gesagt fällt es mir schwer, diese Worte zu definieren. Aber was mir wichtig scheint, ist einfach, dass ich von Zeit zu Zeit die Erfahrung mache, dass ich viel fühle, wenn ich «draussen» unterwegs bin, weil ich so viel Respekt habe gegenüber allem Existierenden. Der Historiker Dipesh Chakrabarty hat dieses Gefühl ziemlich gut beschrieben, als er

festhielt, dass es «keineswegs unausweichlich» war, dass das Erdsystem vor vierhundert Millionen Jahren eine fein abgestimmte Atmosphäre hervorgebracht hat, die komplexes tierisches und pflanzliches Leben gedeihen liess.

Worauf ich hinauswill, ist also: In meiner idealen Welt würde ich viel mehr staunen und erschauern wollen. Und zwar nicht nur, wenn ich an die XXL-Dimensionen der Geschichte denke. Sondern auch, wenn ich an einem Dienstagmorgen drei Gräser auf dem Arbeitsweg sehe.

## VIII. Der Professor

Im Laufe meiner Recherche war ich auch noch mit einem Biologieprofessor in der Natur, und das kam so: Ich hatte Florian Altermatt, so heisst der Professor, angeschrieben, ob er mit mir über seinen Blick auf die Umwelt reden würde, und er meinte: Sicher, aber vielleicht wäre es sinnvoll, wenn wir uns nicht in seinem Büro, sondern gleich draussen treffen.

Also machten wir eine kleine Velotour – was auch damit zu tun hat, dass der Professor gerade ein Buch mitverfasst hat mit dem Titel «Biodiversität zwischen Wasser und Land», in dem acht Exkursionen vorgestellt werden. Konkret machten wir Exkursion Nummer vier und radelten vom Bahnhof Stettbach bis nach Zürich-Leutschenbach: Altermatt, der mir sofort das Du anbot, in gelber Funktionsjacke und mit modernem Klappfahrrad, ich in schwarzer Regenjacke und mit altem Klapp-fahrrad.

Der ganze Ausflug war erhellend, aber mein Highlight war, dass wir nach etwa einer halben Stunde – und in dieser halben Stunde hatte mir der Professor schon Gespinnstmotten, Versickerungsmulden und Zaun-Wicken gezeigt – bei der Glatt ankamen. Also beim Fluss.

Für mich sah der Fluss mit der leichten Kurve so aus, als würde er seit Jahrhunderten genau so durch die Landschaft plätschern.

Doch Altermatt erklärte, dass man diese Stelle vor rund zwei Jahren renaturiert habe, da man inzwischen wisse, dass die Begradigung von Flüssen – und in der Schweiz wurden im 19. Jahrhundert viele Flüsse begradigt, um das Umland bebaubar zu machen – ökologisch unklug ist. Und auch hochwasserschutztechnisch wenig Sinn ergibt.

Weiter erklärte er, dass jeder Baum, jeder Strauch und jeder grössere Stein, den ich hier sehe, in einem Büro geplant wurde; was ich so unglaublich fand, dass ich fast vom Velo fiel. «Die vom Menschen begradigte Glatt», so führte er aus, «hatte überall die gleiche Tiefe, die gleiche Uferbeschaffenheit, das gleiche Fliesstempo und war damit biologisch stark verarmt. Jetzt, mit der Kurve, können sich grobe und feine Sedimente ablagern, es gibt Raum für eine grössere



Cäcilia: «Naturverbundenheit beruht auf Beobachtung und Annäherung.»



Grossmutter: «Ich hoffe, die Pflanzen sehen mich als Freundin.»

Vielfalt von Pflanzen, zudem können Tiere wie etwa der Eisvogel im Prallhang brüten.»

Ich schaute mir die Stelle an: Ich sah Stockenten, die im «langsamen» Teil des Wassers schwammen, und ich sah, dass jedes Uferstück anders bewachsen war. Sofort bekam ich Lust, hinunterzusteigen und zu gucken, was unter den Steinen passiert. Die Stelle hatte eine ganz andere Anziehungskraft als etwa ein Kanal, der zwischen zwei Betonwänden fliesst.

Natürlich war ich euphorisch, weil ich so eine ungewohnte Neugierde für meine Umgebung empfand, und hörte gespannt zu, als Altermatt weiter meinte, die Begradigung von Flüssen sei ein klassisches Beispiel dafür, wie der Mensch die Umwelt untertan gemacht habe. Heute sei es zwar möglich, gewisse Fehler zu korrigieren. Doch er glaube, viele Leute hätten den Bezug zur Natur verloren, weil sie gar nicht mehr wüssten, wie die Landschaft einst ausgesehen hat. Stattdessen halten sie den Status quo für normal.

Wir fuhren weiter, überquerten eine Autobahnbrücke, und ich überlegte, dass die Natur, die ich für normal halte, wohl vor allem «undynamische» Stadtnatur ist, die auf die Nutzung durch Menschen ausgerichtet ist und einen «geringen Biodiversitätswert» hat, wie Altermatt es formulieren würde. Ich denke etwa an Wiesen zum Liegen oder Fussballspielen.

Ich fragte Altermatt, ob meine Entfremdungsgefühle auch damit zu tun haben könnten. Er fand das plausibel und ergänzte, dass der urbane Raum noch eine zusätzliche Eigenheit habe. Lange habe man Städte nämlich mit der Idee gebaut, dass es möglich sei, die natürliche Welt von der Welt der Menschen zu trennen. So habe man beispielsweise viele Erdflächen mit Beton zugepflastert oder Gewässer in unterirdische Leitungen verlegt – und das sei ein Problem. Denn mit der Klimakrise werde es in den Städten heisser und heisser. Und Pflanzen und Gewässer hätten da einen kühlenden Effekt.

Wir waren dann noch eine halbe Stunde unterwegs. Wir sahen eine Babyente, und immer wieder zeigte Altermatt begeistert auf Pflanzen und erklärte etwa: «Das ist eine Erle! Sie fixiert Stickstoff im Boden.» Manchmal sagte der Professor aber auch deprimierende Sätze wie: «Leider haben wir heute – durch den Menschen verursacht – ähnlich hohe Aussterberaten wie zu jener Zeit, als vor sechzig Millionen Jahren ein Meteorit in die Erde einschlug und die Dinosaurier auslöschte.»

Am Ende der Tour war ich aber trotzdem nicht niedergeschlagen. Denn was mir Altermatt zu vermitteln versuchte, war: Die Lage ist ernst, aber zum ersten Mal in der Geschichte hat der negative Treiber – also der Mensch – auch Ideen, wie man es besser machen könnte. Und jede Massnahme, um Biodiversität zu fördern (und er zeigte mir auf der Tour neben der Glatt noch weitere Beispiele wie Dachbegrünungen in Leutschenbach), sei ein Schritt in die richtige Richtung. —>

Als wir durch den Stadtrand von Zürich radelten, sagte der Professor noch: «In der Schweiz beobachte ich einen grossen Wunsch nach Ordnung. Man mag akkurate Thujahecken und stört sich etwa, wenn Frösche laut quaken. Doch wenn wir die Natur wirklich erfahren möchten, müssen wir einen Schritt zurücktreten, ihr Platz geben und lernen, eine Natur zu lieben, die ein wenig verwildert sein darf.»

## IX. Sorgfalt

Bei der Lektüre bin ich auf einen weiteren Punkt gestossen, der für mich einen Hinweis darauf gibt, warum ich die Natur in meinem Alltag so wenig achte und beachte. Während meiner Suche habe ich nämlich ein Buch über feministische Ökologie gelesen, und da habe ich gelernt, dass es eine ganze Denkschule gibt, die sich mit Reproduktion in der Natur beschäftigt.

Und eine der Thesen in diesem Buch (von Lina Hansen und Nadine Gerner) lautet – und ich vereinfache jetzt wieder kriminell –, dass im Kapitalismus nicht nur reproduktive Tätigkeiten in Form von Kinderbetreuung, Hausarbeit oder Krankenpflege abgewertet werden, sondern auch die reproduktive «Arbeit» der Natur.

Die organische Reproduktion wird von uns schliesslich als selbstverständlich angesehen. Oder anders gesagt: Wir gehen einfach davon aus, dass es läuft. Dabei würde ohne die Natur (genau wie bei der menschlichen Care-Arbeit, die in der Regel von Frauen ausgeführt wird) gar nichts funktionieren.

Um nur einige Beispiele zu nennen: Bei der Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing habe ich gelesen, dass Pilze Gestein zersetzen und so die Lebensgrundlage für Landpflanzen schaffen.

Und der Autor George Monbiot schreibt über die spektakuläre, weltbildende Kraft von Bodenlebewesen: «Man kennt vielleicht noch die Leistung des Regenwurms, der Blattmaterial verdaut und ausscheidet und mit seinem Gangsystem den Boden belüftet. Nun, er arbeitet nicht allein. In einer Handvoll Erde finden sich mehr Lebewesen – Würmer, Insekten, Zwergfüssler, Milben, Springschwänze, Nematoden, Mikroben, Milben –, als derzeit Menschen auf der Erde leben. Und in einem Gramm, sprich einer Prise Boden, können bis zu tausend Meter Myzel, also Pilzwurzelfäden, stecken.»

Vielleicht, so denke ich, wäre ein weiterer Ansatz zur Erklärung also, dass ich die Pflanzen nicht wahrnehme, weil alles, was zur Sphäre der Reproduktion gehört, in unserem System nicht wertgeschätzt wird. Und nur Sichtbarkeit und Wert hat, was in der Mehr-mehr-mehr-Logik des Kapitalismus funktioniert – nicht jedoch in einer sorgfältigen, nachhaltigen und zirkulären Logik.

## X. Verwurzelung

Die letzte Person, die ich auf meiner Reise traf, war Şeref. Şeref ist ein Bekannter von Cécilia, und sie meinte, es wäre sicher gut, auch mit ihm zu reden.

Wir verabredeten uns auf dem Friedhof Sihlfeld, die Sonne wärmte unsere Gesichter, und ich erzählte Şeref von meinem Text. Wie immer redete ich zu viel, und so war ich froh, als er meinte, das Thema beschäftige ihn auch.

So erzählte er mir etwa, dass seine Beziehung zur Natur unter anderem dadurch geprägt wurde, dass er in seinem Leben schon mehrmals der ihm vertrauten Natur entrissen wurde. «Als ich fünf Jahre alt war, wurde unser kurdisches Heimatdorf vom türkischen Militär angegriffen. Wir mussten fliehen, den Garten zurücklassen, und ich war traurig, weil ich nicht mehr unter den Obstbäumen schlafen konnte und mir Shirin, unser Ochse, fehlte.»

Wir spazierten in Richtung altes Krematorium, und er führte aus, dass er nach seinem Geschichts- und Geografiestudium erneut verfolgt wurde und in die Schweiz kam – was wiederum seine Beziehung zur Natur geprägt habe. «Zum Beispiel hatte ich am Anfang Mühe, die Blüten hier zu riechen. Ich vermisste meine Heimat so sehr und sehnte mich nach den Blumen in den kurdischen Bergen, etwa Sosin oder Beybûn.»

Im westlichen Teil des Friedhofs gelangten wir zu einem alten Gebäude mit Säulen und Statuen, und da fragte ich mich, wie viel Geborgenheit einem die Natur – mit der man aufwächst – wohl gibt. Ich blickte in die Bäume, die ich als Zürcherin seit über dreissig Jahren kenne, und fragte Şeref, mit was für einem Naturverständnis er aufgewachsen sei.

Er überlegte und meinte: «Meine Mutter hat mir auf jeden Fall beigebracht, dass die Natur ein lebendiges Wesen ist und wir Menschen, genau wie die Insekten und Pflanzen, Teil sind einer riesigen Kette.»

«Nur leider», fügte er hinzu, «stören wir Menschen diese Kette.»

Zudem erklärte er, dass in der kurdischen Mythologie und Dichtung die Natur häufig mit dem Menschen zusammen gedacht werde. In seinem Heimatdorf gebe es zum Beispiel eine Steininformation mit dem Namen Kevirên Şivanê, über die man sagt, das sei ein versteinertes Hirte mit seinen Schafen.

Ein wenig später blieb er auch zwischen den Gräbern stehen und begann, ein sanftes Lied zu singen. Ich fragte ihn, was der Text bedeute, und er erklärte: «Das ist ein Gedicht aus Kurdistan. Es geht um einen Vogel, der Tricks vollführt, um nicht gefangen zu werden. Der Text ist aber auch ein Kommentar auf die Unfreiheit im Krieg.»

Wir spazierten noch eine Weile, ohne Plan, und entdeckten einen alten Baum, bei dem Wurzeln und

Moos auf der Rinde wuchsen – was die Oberfläche aussehen liess wie ein kunstvolles Patchwork. Şeref legte seine Hand auf eine besonders schöne Stelle und sagte: «Ich glaube, hier versucht ein verletzter Baum, sich wieder eine Haut zu bauen und eine Wunde zu heilen.»

Wir verabschiedeten uns, und auf dem Nachhauseweg musste ich an die Philosophin Simone Weil denken. Sie schreibt nämlich, dass Verwurzelung – in einer Umgebung und einem Gemeinwesen – das wohl wichtigste und am meisten verkannte Bedürfnis der menschlichen Seele sei. Doch leider würden (unter anderem) militärische Eroberungen Menschen immer wieder entwurzeln.

Vielleicht, so überlegte ich, hat die Naturverbundenheit also noch Dimensionen, die ich kaum erahnen kann.

## XI. Schluss

Vor einigen Tagen war ich frühmorgens im Park. Ich sass auf einer Bank und hörte zu, wie die Krähen schrien, die Insekten Tschit-tschit-Geräusche machten und die Vögel tshilpten. In meiner Umgebung wuchsen unter anderem eine Tanne und eine Blätchenpflanze, die eine pelzige Oberfläche hatte, wie Samt.

Die Stimmung, so allein mit der Natur, war friedlich, doch in der Idylle kam mir auch der Gedanke, dass ich mit diesem Text wohl – bis zu einem gewissen Grad – gescheitert bin. Zwar verstehe ich jetzt besser, woher meine blöden Entfremdungsgefühle kommen (Mensch-Natur-Dualismus et cetera). Doch was ich gegen meine Entfremdung tun kann, bleibt mir weiterhin unklar.

Zudem, so überlegte ich auf meiner Parkbank, habe ich jetzt wieder eine Geschichte geschrieben, in der es um Menschen geht (beziehungsweise: um mich). Dabei weiss ich doch, dass es dringend neue Geschichten bräuchte. Solche, in denen es nicht zuerst um den Menschen geht. Sondern um das Miteinander und das Anerkennen der Natur als gleichwertigen Akteur. So finde ich es beispielsweise inspirierend, dass der Autor Amitav Ghosh – sinngemäss von mir übersetzt – schreibt: «Der Planet wird für dich niemals zum Leben erwachen, solange deine Lieder und Geschichten ihm kein Leben einhauchen.»

Vielleicht, so dachte ich weiter, darf ich aber auch nicht alles auf einmal wollen. Denn womöglich ist dieser Text einfach der Beginn einer Suche nach einem guten Leben mit und in der Umwelt.

Ausserdem sollte ich auch dankbarer sein. Dafür, dass mir die Natur jetzt wenigstens etwas mehr auffällt. Während der Arbeit an diesem Text konnte ich nämlich beobachten, dass ich – selbst auf Wegen, die

ich schon hundertmal gegangen war – plötzlich «neue» Pflanzen entdeckte. Und das nur, so nehme ich an, weil ich mich gerade mit dem Thema beschäftigte und mein Hirn deshalb stärker auf «grünes Leben» ansprang. Auf jeden Fall weiss ich jetzt, dass es *möglich* ist, den eigenen Blick zu weiten.

Die Künstlerin Jenny Odell schreibt: «Aufmerksamkeit ist der Keim von Verantwortung.» Und das leuchtet mir ein. Denn in den letzten Wochen ist es mir auch immer wieder passiert, dass ich etwa durch meine Strasse ging, einen blühenden Strauch sah und dachte: Krass. Nicht nur die Eisbären sind von der Klimakrise betroffen. Sondern auch dieser Strauch hier. Vor meinen Füssen! In meinem Quartier!

An diesem Tag spazierte ich dann noch vom Park nach Hause. Es war ganz warm, ich sah eine Blaumeise und sagte leise: «Hallo.»

## Leseliste

- Amitav Ghosh: *Der Fluch der Muskatnuss*.
- Anna Lowenhaupt Tsing: *Der Pilz am Ende der Welt*.
- Carolyn Merchant: *Der Tod der Natur*.
- Dipesh Chakrabarty: *Das Klima der Geschichte im planetarischen Zeitalter*.
- Eva von Redecker: *Bleibefreiheit*.
- F. Altermatt, S. Güsewell und R. Holderegger: *Biodiversität zwischen Wasser und Land*.
- Jenny Odell: *Nichts tun*.
- Jenny Odell: *Zeit finden*.
- Nikolaj Schultz: *Landkrank*.
- Lina Hansen und Nadine Gerner: *Ökofeminismus*.
- Simone Weil: *Die Verwurzelung*.

NINA KUNZ ist Redaktorin bei «Das Magazin».  
nina.kunz@dasmagazin.ch